

INSTITUT FÜR DEN WISSENSCHAFTLICHEN FILM

Wissenschaftlicher Film D 744/1957

Aus dem Frobenius-Institut
an der Universität Frankfurt a. M.
(Direktor: Prof. Dr. A. E. JENSEN)

Waika — Südamerika (Venezuela)
Herstellung einer Hängematte (Baumwolle)

Von

Dr. M. SCHUSTER

Mit 7 Abbildungen

GÖTTINGEN 1962

Aus dem Frobenius-Institut
an der Universität Frankfurt a. M.
(Direktor: Prof. Dr. A. E. JENSEN)

Waika — Südamerika (Venezuela)

Herstellung einer Hängematte (Baumwolle)

Von Dr. M. SCHUSTER

Der Film zeigt zunächst das Spinnen der Baumwolle. Die Fäden werden dann um zwei Pfosten gespannt und durch Querschnüre miteinander verknüpft. Nachdem das Geflecht von den Pfählen heruntergenommen worden ist, werden die Enden mit einer Faserschnur umwickelt, die zum Aufhängen der Matte dient.

I. Allgemeine Vorbemerkungen

Zur Gesamtkultur der Waika

Im Süden von Venezuela wohnt am Oberlauf des Orinoko das Volk der Waika (Abb. 1). Sie gehören zu einer größeren Familie sprachlich und kulturell eng verwandter Indianergruppen, die man unter der in der Literatur geläufigeren Fremdbezeichnung „Guaharibo“ oder, grundsätzlich richtiger, unter ihrem eigenen Volksbegriff „Yanoáma“ zusammenfassen kann. Weitere Glieder dieser Völkerfamilie sind im venezolanischen Raum z. B. die Shidishána (Schirianá) und die Shamataári, die direkten nördlichen bzw. südlichen Nachbarn der Waika; doch auch östlich und südlich der Sierra Parima, also auf brasilianischem Boden, wurden durch Th. KOCH-GRÜNBERG (1911—1913) und verschiedene jüngere Reisende, u. a. H. BECHER (1955—1956), einige Indianergruppen besser bekannt, die nach Ausweis von Physis, Kultur, Sprache und bisweilen auch ihrer eigenen Stammesnamen dieser Familie zugehören.

Nach diesen Zeugnissen und den eigenen Aussagen der Eingeborenen dürfen wir darüber hinaus den Schluß wagen, daß sich auch im unerforschten Inneren dieses von der Sierra Parima wie von einem Rückgrat

durchzogenen Gebietes kulturell wesentlich verschiedene Völker kaum gehalten haben dürften; der ganze Lebensraum der Yanoáma-Guaharibo, der immerhin etwa der halben Größe Westdeutschlands entspricht und vielleicht 50000 Menschen beherbergen mag, erscheint als kulturell

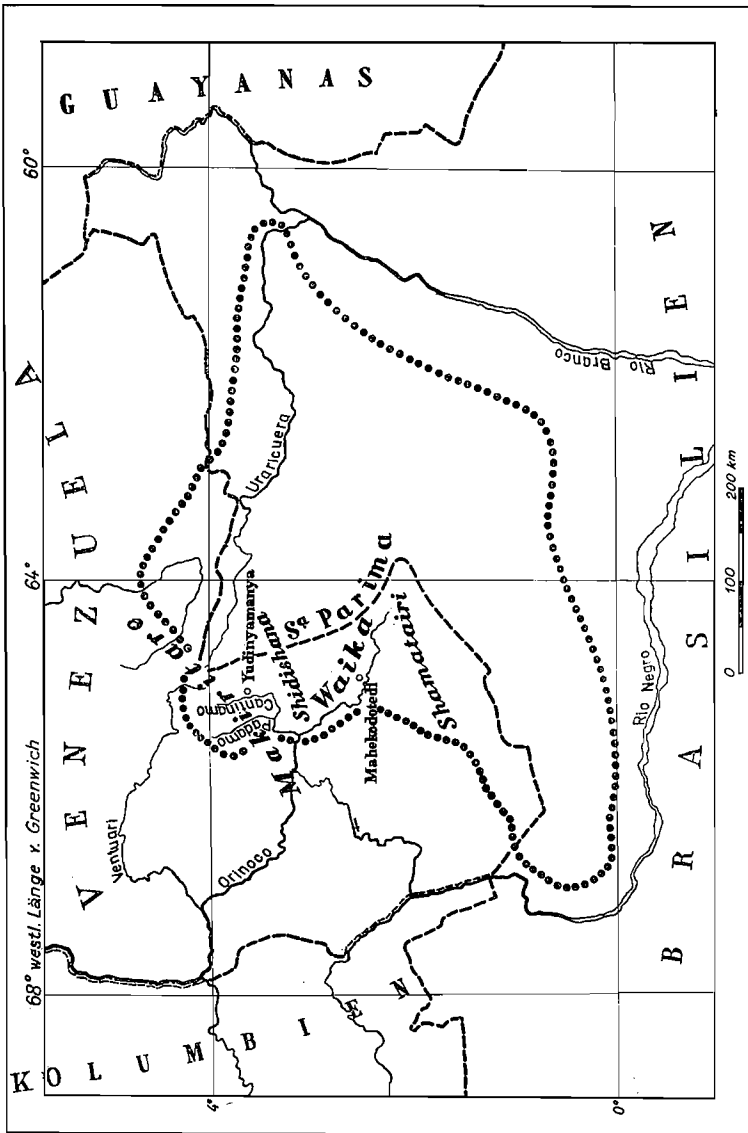


Abb. 1. Wohngebiet der Waika

einheitlicher Block, den die ihn umgebenden menschenleeren Pufferzonen von äußeren Einflüssen isoliert und in großer Altertümlichkeit bewahrt haben. Diese Abgeschlossenheit ist vor allem auf das kriegerische Naturell dieses temperamentvollen, leicht erregbaren, eigenwilligen Volkes zurückzuführen, das sich bei auffallend heller Haut und geringer Körpergröße — der männliche Durchschnitt liegt nur wenig über 150 cm — durch hervorragende Gesundheit und physische Leistungsfähigkeit auszeichnet. Da zudem die sehr hohe Geburtenrate durch die geringe Kindersterblichkeit kaum gedämpft wird, nimmt es nicht wunder, daß sich die Bevölkerungszahl von Generation zu Generation, an Personen im Heiratsalter gemessen, ungefähr vervierfacht. In späteren Mannesjahren treten dann durch den ununterbrochenen Kriegszustand, in dem jedes Dorf mit mindestens einem anderen lebt, fühlbare Verluste ein — so daß im Endergebnis die Bevölkerung im ganzen außerordentlich jung wirkt und die Alterspyramide einen biologisch sehr günstigen Aufbau zeigt.

Zu diesem erfreulichen Bild trägt neben dem bisherigen Fehlen der schädlichen Zivilisationseinflüsse natürlich auch die gesicherte Ernährungsbasis das Ihre bei. In notdürftig brandgerodeten Pflanzungen bauen die Waika verschiedene Arten der Mehlbanane (*Musa paradisiaca normalis*) an, die das ganze Jahr über reiche Ernten liefern. Gesammelte Früchte, Wurzeln und Kleintiere des Urwalds sowie die Jagdbeute des Mannes treten ergänzend hinzu. Der pflanzliche Teil dieses Wildbeuterhorizontes wird vor allem durch verschiedene Palmfrüchte vertreten, unter denen die Pijiguao-Palme (*Gvilielma gasipaes*) die wichtigste Rolle spielt. Zu ihrer Erntezeit im Februar findet das mit dem Totenritual verknüpfte Hauptfest des Jahres statt. Die Diskrepanz zwischen dem wirtschaftlichen Kultursektor — auf dem die Banane alle anderen Nahrungsmittel weit überragt — und dem kultischen, auf dem sie zugunsten einer Wildfrucht bedeutungslos bleibt, legt die Vermutung nahe, daß die Waika den Bananenanbau erst in jüngerer Zeit übernommen haben; auch der große emotionale Wert, den man der wirtschaftlich gleichfalls unerheblichen Jagd beimißt, bezeugt die Nähe der Wildbeuterzeit.

Noch weitere Kulturzüge deuten in diese Richtung. Heute leben die Waika normalerweise in Dorfsiedlungen — freigeschlagenen Urwaldlichtungen von einigen -zig Metern Durchmesser — in der Nähe ihrer Pflanzungen. Alle drei bis vier Wochen verlassen sie jedoch mit Sack und Pack ihr Dorf und wandern rund einen halben Tag weit zu einer versteckten Stelle im Wald, wo Früchte und gutes Wasser vorhanden sind und auch die Jagd wegen der Ferne menschlicher Dauersiedlungen einigen Erfolg verspricht. In diesen wildbeuterisch akzentuierten Waldlagern, aus denen man gleichwohl zur Ergänzung der Nahrung Gruppen von Männern in die nun recht weit entfernten Pflanzungen schickt, wohnt man in kleinen dreieckigen Hüttchen, Pultdächern auf drei Pfosten, die jeweils genau eine Hängemattenlänge voneinander entfernt sind. Es läßt sich zeigen, daß die größeren Dorfhäuser, die den Dorfplatz

im Kreis umgeben und zugleich vom Walde abgrenzen, aus einer Reihung mehrerer Waldhütten entstanden sind: ein Prozeß, der wohl mit der Anlage von Pflanzungen und der dadurch ermöglichten dauerhafteren Siedlung parallel lief, zugleich also den Übergang von der rein wildbeuterischen zur vorwiegend pflanzerischen Wirtschaftsform markiert. Doch eine Dauerseßhaftigkeit wurde auch damit nicht erreicht: Alle fünf bis acht Jahre wird die Pflanzung wegen der Erschöpfung des Bodens verlegt, meistens mehrere Wegstunden weit, und damit auch die bisherige Dorfsiedlung aufgegeben. Der in den Waldlagern sich widerspiegelnde wildbeuterische Nomadismus wird also von einem langsamer pulsierenden pflanzerischen Nomadismus überlagert.

Die Mobilität dieses Urwaldlebens zeigt sich auch im Alltag, der durch die überaus häufigen Besuchs- und Handelsreisen und die etwas selteneren Jagd- und Kriegszüge farbigen Glanz erhält. An solchen Unternehmungen sind vorwiegend junge Männer beteiligt, die die Gelegenheit zum Kontakt mit anderen Dörfern gern zur Brautschau nutzen — macht doch die strenge Vorschrift, die einen Eheschluß verbietet, wenn man sich noch an einen gemeinsamen Vorfahren beider Partner erinnert, eine Heirat in den wenigen Familiengruppen des eigenen Dorfes fast unmöglich. Diese als utrolokal und utrolateral zu klassifizierenden Verbände sind zwar ihrer Natur nach mannigfach zusammengesetzt, treten jedoch nichtsdestoweniger innerhalb des Dorfes als Einheiten hervor: so z. B. bei der Verteilung der Jagdbeute, bei der die anderen Angehörigen der eigenen Familiengruppe unberücksichtigt bleiben.

Der zentrale soziologische Begriff ist jedoch der des Dorfes, das im Mittel etwa hundert Menschen umfaßt und sich — entlang den Grenzen der Familiengruppen — spaltet, wenn diese Zahl überschritten wird. Das mag vor allem darin seinen Grund haben, daß es keine institutionelle Häuptlingswürde gibt, sondern nur dem fähigsten und vor allem im Kriege tüchtigsten Mann eine gewisse Befehlsgewalt eingeräumt wird; mit diesem persönlichkeitsgebundenen System ist aber — zumal angesichts des ungebärdigen Charakters der Waika — nur eine begrenzte Menschenzahl zu lenken. Entsprechend kennt man auch keine Art eines überdörflichen Zusammenschlusses. Die Dörfer sind in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht selbständig und haben soviel inneres Gewicht, daß ein Waika auf die Frage, wer er sei, stets mit dem Namen des Dorfes antwortet: er denkt im Dorf.

Auch in dieser Tendenz zur Isolierung in kleinen Einheiten wird man wildbeuterisches Erbe erkennen dürfen, ebenso in der Bescheidenheit der materiellen Kulturgüter; die über zwei Meter langen Bogen und Pfeile des jagenden Mannes und der Tragkorb der sammelnden Frau sind die charakteristischen Geräte. Wildbeuterisch ist auch die reiche Vorstellungswelt der Waika und die spirituelle Potenz, mit der sie geschaut und erlebt wird. In jeder Familie ist mindestens ein erwachsener Mann zum Umgang mit einer Anzahl von Geistern befähigt; sie wurden ihm in seiner Jugend von einem älteren Zauberarzt übereignet und bleiben ihm als seine persönlichen Hilfsgeister ein Leben lang verbunden.

Berauschesndes Schnupfpulver aus mehreren pflanzlichen Komponenten, in Südamerika als „yópo“ bekannt, wird dem Zauberarzt mit Hilfe eines 50 bis 60 cm langen Rohres in die Nase geblasen und versetzt ihn in die Lage, seine Hilfsgeister singend herbeizurufen und mit ihrer Unterstützung die bösen Geister zu vertreiben. Solche Beschwörungen finden jeden Nachmittag statt und enden bisweilen in der Ekstase. Die meist tiergestaltigen Hilfsgeister, die vor allem zu Krankenheilungen bemüht werden, sind in der Mehrzahl zugleich die Herrengeister einzelner Tier- und Pflanzenarten, die sie in der Urzeit geschaffen haben. Das geschah auf dem Weg über die Bildseelen dieser Arten; weitere Begriffe wie die der Totenseele, der Schattenseele oder — in diesem Falle — des alter ego und des Zeichens ergänzen das vielschichtige Gebäude der spirituellen Existenz eines belebten Wesens.

Wie ist nun die um den Bananananbau bereicherte Wildbeutekultur der Waika dem ethnologischen Gesamtbild Südamerikas einzuordnen? Die Auffassung STEWARDS (1948), der die Guaharibo-Völker der marginalen — d. h. zugleich altertümlichsten — Schicht des Urwaldgebietes zuweist, ist im großen und ganzen zu bestätigen. Vor diesem allgemeinen Hintergrund bestehen auffallend starke kulturelle Übereinstimmungen mit Stämmen des westlichen Amazonasgebietes und einige als relativ jung zu klassifizierende Parallelen zu den meist karibischen Nachbarn in Guayana.

Zur Baumwolle in der Waikakultur

In der Kultur der Waika ist die Baumwolle deutlich ein jüngerer Element. Das läßt sich einmal daran ablesen, daß sich in der Regel für die aus Baumwolle angefertigten Gegenstände der Waika bei ihren Nachbarvölkern die besser gearbeiteten Vorbilder nachweisen lassen; zum anderen aber wird es auch innerhalb der Waikakultur daran deutlich, daß sich neben den Baumwollobjekten noch solche gleicher Verwendung aus einem anderen, kulturell altertümlicheren Material erhalten konnten. Bei der Bekleidung gilt das z. B. für die heute vielfach baumwollene Hüftschnur, deren Vorläufer aus Pflanzenfasern bestand und noch örtlich sowie allgemein bei rituellen Anlässen benutzt wird; es gilt für den baumwollenen Hüftwulst der Männer, der sich deutlich den wulstförmigen Gürteln guayanischer Karibenstämme zuordnen läßt, und es gilt für die Oberarmringe, die — in gleicher Technik wie die Hüftwulste gearbeitet — gleichfalls unbezweifelbare Beziehungen zu den karibischen Oberarmeinschnürungen zeigen. Darüber hinaus erweisen sie sich auch dadurch als eingedrungenes Kulturgut, daß sie als Zweitform ein bereits vorhandenes Element gleicher Funktion überlagern: einen Oberarmring aus Vogelhaut, die noch ihren Federbewuchs trägt. Hieraus läßt sich also entnehmen, daß in der Tracht eine durch die Verwendung wild erbeuteten Materials geprägte ältere Phase einer durch die Baumwollverwendung bestimmten jüngeren vorausging, die mit großer Wahrscheinlichkeit einen Einfluß benachbarter Karibenstämme darstellt.

Zur Bedeutung der Hängematte

Analog liegen die Verhältnisse bei der Hängematte. Deren wohl altertümlichste Form besteht aus einem einzigen breiten, eine etwas jüngere Form aus mehreren schmäleren Rindenbaststreifen; doch werden beide Typen nur angefertigt, wenn man von der Nacht im Walde überrascht wird oder aus einem anderen Grunde keine der besseren Hängemattensorten mit sich führt. In den Dörfern findet man als ständige Schlafstätte erst den dritten Typ, der aus zahllosen gespaltenen Lianenstreifen hergestellt wird (Abb. 2b), und schließlich die Baumwollhängematte, die sich in technischer Hinsicht von den beiden letztgenannten Sorten vor allem durch die Existenz einiger Querbindingen unterscheidet, die das Auseinanderklaffen der Längsstreifen verhindern (Abb. 2a). Die Baumwollhängematte erweist sich in jeder Einzelheit unübersehbar als qualitativ bescheidene Nachbildung der karibischen Hängematte, deren sorgfältige und ornamentfreudige Anfertigung wir selbst bei den Makiritare, den nördlichen Nachbarn der Guaharibogruppen, verfolgen konnten.

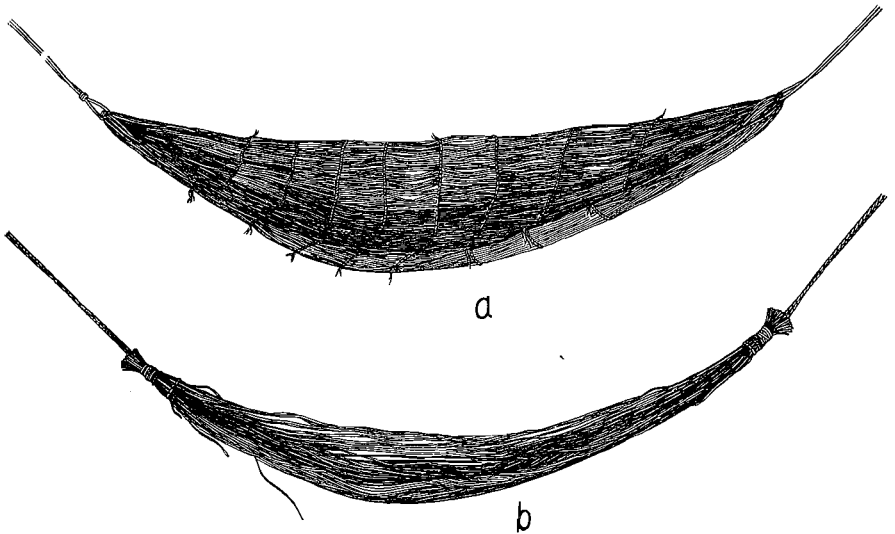


Abb. 2. Hängematten der Waika

a) Hängematte aus Baumwolle

b) Hängematte aus Lianen

Es wurde schon angedeutet, daß sich die Waika lieber rasch eine Hängematte anfertigen, als — wie andere südamerikanische Altvölker — auf dem Boden oder einer anderen bodennahen Lagerstatt zu schlafen. Damit aber wird die Hängematte überhaupt zum wesentlichsten Inventar eines Hauses, und es nimmt nicht wunder, daß sich die Architektur in ihren Dimensionen nach der Hängematte richtet; diese ist ihrerseits

wieder durch die Größe des ruhenden Menschen bestimmt, vermehrt um die für das Zusammenlaufen der Fäden an beiden Enden benötigte Distanz. Das Grundmaß des Waikahausbaus beträgt somit rund zwei Meter. Wir treffen es an in Gestalt der Seitenlänge jener dreieckigen Waldhütten, die in der reinen Wildbeutezeit der Waika wohl ihre einzige Behausung darstellten, und finden es wieder in Form der Pfostenabstände in den größeren Dorfhäusern, zu denen die Waldhütten bei der Anlage von festen Dorfsiedlungen zusammengewachsen sind. Auch in dem jüngeren, größeren Haustyp werden die Hängematten im Dreieck um die verschiedenen Feuerstellen herum aufgehängt (Abb. 3), was die alte, an die Kernfamilie gebundene Wohn- und Sozialordnung deutlich widerspiegelt.



Abb. 3. Blick in ein Waikahaus
Junges Ehepaar in einer Hängematte

Aufnahmedaten: Die Aufnahmen zu diesem Film entstanden während der Frobenius-Expedition Venezuela 1954/55 am 4.1.1955. Der erste Teil, das Spinnen der Baumwolle, wurde in der Missionssiedlung El Platanal, der zweite Teil, das Herstellen der Hängematte, in dem Dorf Mahekotodedi aufgenommen. Gefilmt wurde mit einer Agfa-Movex auf Gevapan 33 Negativfilm mit einer Frequenz von 24 B/s.

II. Erläuterungen zum Film

*Baumwollspinnen*¹⁾

Der Film zeigt zunächst das Spinnen der Baumwolle. Aus den in der Pflanzung geernteten Fruchtkapseln wird die Baumwolle herausgenommen, in eine flache Korbschüssel gelegt und zu lockeren Ringen gefügt, die offenbar als zum Spinnen besonders günstige Ausgangsform betrachtet werden. Dazu aber werden diese Ringe wieder geöffnet; man spinnt die Rohbaumwolle, indem man sie mit der linken Hand in die Höhe hält und mit der rechten die Spindel am Oberschenkel entlangquirlt. Die Spindel ist ein 30 bis 40 cm langer, wenige Millimeter starker Stab, auf den als Wirtel ein in der Mitte durchbohrtes, ungefähr rundes und im Durchmesser 7 bis 8 cm messendes Stück einer Kalebassenschale aufgeschoben wurde (Abb. 4). Es wird an der Innenseite seiner Wölbung von einem Stück Bananenstrunk, das gleichfalls auf den Stab geschoben wurde, gehalten. An der Spitze der Spindel ist ein Stück von zwei bis drei Zentimeter Länge abgebrochen, gewissermaßen rückwärts umgeschlagen, und seitlich mit einem dünnen Baumwollfaden oder Faserstreifen wieder aufgebunden; dadurch entsteht eine Art Widerhaken, der den Faden greift, so daß die Drehung der Spindel auf die Rohbaumwolle übertragen wird und sich der Faden bildet. Er wickelt sich dann auf der Außenseite der als Spinnwirtel dienenden gewölbten Kalebassenschale auf.

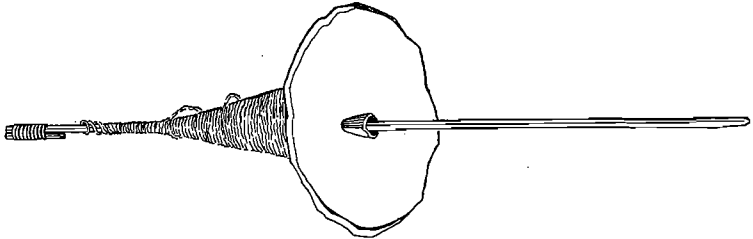


Abb. 4. Spindel zum Baumwollspinnen

Hängematte

Während das Spinnen von einer Frau im Sitzen verrichtet wurde, war das Spannen und Knüpfen der Hängematte die Arbeit eines Mannes. Unter dem breiten Vordach, das fast alle Dorfhäuser besitzen, wird ein Gestell aus zwei Vertikalpfosten errichtet, deren Spitzen durch einen Bogenstab miteinander verbunden sind; der Bogenstab hat ja gleichfalls ungefähr das obengenannte Grundmaß von rund zwei Metern, so daß er geradezu als Meßinstrument für die erforderliche Distanz zwischen

¹⁾ Die *Kursiv*-Überschriften entsprechen den Zwischentiteln im Film.

den Spampfosten benutzt werden kann — eine bemerkenswerte funktionelle Verzahnung. Um die beiden Pfähle wird der auf einen Knäuel gewickelte Baumwollfaden in endloser Spirale herumgewunden, so daß zwei dichte vertikale Fadenwände entstehen, deren Höhe die Breite der geplanten Hängematte bereits angibt (Abb. 5).



Abb. 5. Herstellung der Baumwollhängematte

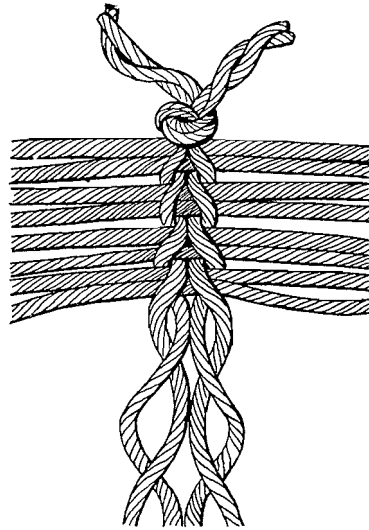


Abb. 6. Querdurchbindung

Im Sitzen bereitet man dann die Querbindungen vor, indem man — die Zehen zum Spannen mitbenutzend — den dafür vorgesehenen Faden auf der Hälfte seiner Länge zurückschlägt, damit verdoppelt und so zusammendreht. Dadurch soll jedoch nicht der Faden verstärkt, sondern nur eine vorübergehende Erleichterung für das Einziehen dieses Fadens geschaffen werden. Dazu wird als nächster Schritt diese Doppelschnur in ihrer Mitte auf der obersten Bahn des zwischen den Pfosten hin- und herlaufenden Längsfadens verknötet (Abb. 6): die beiden herunterhängenden Enden werden dann wie zwei jeweils gedoppelte Schußfäden so durch die beiden Längsfadenwände hindurchgeführt, daß diese sich ineinanderschieben und zu einer einzigen Fläche — der Hängematte — vereinigen. Das geschieht dadurch, daß man das eine Ende der Doppelschnur vorn, das andere Ende hinten an zwei Kettfäden — wie die Längsfäden ihrer Funktion wegen bezeichnet werden mögen — vorbeiführt, von denen der eine aus der einen, der andere aus der anderen Längsfadengruppe stammt. Bevor man jedoch den dritten Kettfaden kreuzen würde, steckt man die vordere Doppelschnur nach hinten, die hintere nach vorn durch. Sie gleiten dabei aber nicht seitlich und ge-

geschlossen aneinander vorbei: man spreizt vielmehr die beiden Fäden der einen Doppelschnur auseinander und zieht die andere Doppelschnur in der Mitte hindurch. Nachdem nun abermals zwei Kettfäden vorn und hinten übergriffen wurden, wiederholt sich dieser Vorgang — wobei jetzt allerdings, um die Regelmäßigkeit des Musters zu bewahren, notwendig diejenige Doppelschnur gespreizt wird, deren beide Teile vorher dicht nebeneinander durchgesteckt wurden. Erst nach zweimal zwei Kettfäden wiederholt jeder einzelne der vier Eintragteile wieder genau seine Funktion. Der Vorteil, den das oben geschilderte Zusammendrehen des Schußfadens zu einer Doppelschnur bietet, liegt jetzt klar auf der Hand: man arbeitet zwar funktionell mit vier Fäden, muß im Effekt jedoch nur zwei jeweils teilbare handhaben.

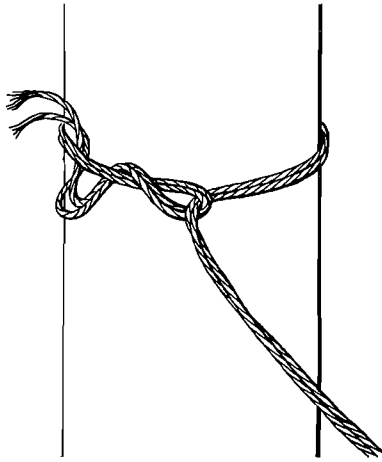


Abb. 7. Befestigung der Hängematte

An der fertigen Hängematte jedoch sind außerhalb des Knotens diese vier Fäden an einer Seite — den Endpunkten der Querverbindungen — immer offen anzutreffen: man hat dann also die mittlere Schlaufe des vierfach zusammengelegten Fadens durchgetrennt. An der anderen Seite, wo die Querverbindung begann, blieben aber oft die beiden Ösen, die die erste und dritte Knickstelle des Vierfachfadens bedeuten, noch erhalten: sie bilden dann entweder zwei geschlossene Enden, wenn sie sich jeweils nur in sich selbst wendelig zusammenwinden, oder nur ein einziges, wenn beide Ösen noch gegenseitig — also alle vier Fadenbahnen — ineinandergedreht sind. Vielfach aber scheinen von Anfang an auch an Stelle eines einzigen langen vier einzelne kurze Fäden benutzt worden zu sein, so daß zu beiden Hängemattenseiten jeweils vier offene Enden entstehen; allerdings ist dieser Effekt natürlich auch durch nachträgliches Durchtrennen der Knickschlaufen eines oder zweier ursprünglich

längerer Fäden zu erreichen. Den eigentlichen Halt verleiht der Querbindung an ihrem Anfang und Ende ja immer der Knoten.

Im Ergebnis windet sich der — viergeteilte — Schußfaden in einem sauberen, fischgrätenartigen Muster durch die Kettfäden hindurch. Solche Querbindungen wiederholen sich auf der Gesamtlänge der Hängematte etwa sechs- bis acht-, meistens siebenmal. Ihre Abstände schwanken je nach der Größe der Hängematte und der Anzahl der Querbindungen zwischen zehn und zwanzig Zentimetern. Die bindungsfreien Endstrecken sind rund 30 bis 40 cm lang. Damit erreichen die Durchschüsse zwar bei weitem nicht die dichte Folge, die die karibischen Vorbilder, z. B. die Hängematte der Makiritare, auszeichnet, aber bewirken doch einen hinreichenden Zusammenhalt der Längsfäden.

Zur Weberei, die so nahezu liegen scheint, konnte es unter diesen Umständen nicht kommen: es hätte nicht der Verminderung, sondern der Vermehrung der Querbindungen bedurft — allerdings auch nur dieses quantitativen Schrittes, denn das Prinzip sogar einer Art vertikalen Webstuhls ist gegeben.

Sind die Querbindungen abgeschlossen, so wird der Bogenstab von den Pfosten abgebunden und die Hängematte nach oben abgezogen. Da die Längsfäden ja um die Pfosten herumführten, bilden sie jetzt zwei aus vielen Einzelschnüren bestehende Schlaufen, die zunächst mit einem Baumwollfaden oder einer Faserschnur mehrmals umwickelt und damit zusammengefaßt werden; dann wird noch jeweils ein meist aus Pflanzenfasern gearbeiteter sehr kräftiger Strick herumgeschlungen. Mit diesen recht langen, meist aus drei Teilen gedrehten oder gezopften Haltestriken wird die Hängematte festgebunden, meistens an einem Vertikalpfosten des Hauses oder — im Notfall — an einem Baum, seltener an einem Horizontalbalken oder einem kräftigen niedrigen Ast, obgleich die Befestigungsart das genauso erlauben würde. Ihr Prinzip besteht darin, daß sich der ablaufende Teil des Strickes — also der zur Hängematte hinführende — bei Zugbeanspruchung auf das vorher um ihn herumgeschlagene und noch am Beginn seiner Stammumrundung unter ihn geschobene freie Ende preßt, so daß es zwischen Stamm und Strick festgehalten wird und nicht herausrutscht (Abb. 7). Diese Befestigungsart wird von den Waika noch bei vielen anderen Gelegenheiten angewandt: sie ist von genialer Einfachheit und absolut ausreichend.

Die Baumwollhängematten haben in lockerem Zustand eine Gesamtlänge von rund 160 bis 170 cm; mit Ausnahme der Kinderhängematten, die eine kleine Ausgabe des Erwachsenenmodells darstellen, ist die Längenvariation zwischen den Einzelstücken nicht sehr groß. Unter Belastung dehnen sie sich noch merkbar, so daß die Waika bei ihren obengenannten Größenverhältnissen bequem darin Platz finden und andererseits auch die Zweimeterdistanz nicht überschritten wird. Die Zahl aller Kettfäden (also beider Fadenwände zusammen) liegt bei einer gut gearbeiteten Hängematte, deren Breite einen Meter überschreitet, bei 450, kann aber sonst natürlich deutlich unter diesem nicht als statistisches Mittel zu verstehenden Wert bleiben.

Literatur

- [1] BARKER, J. P., Memoria sobre la cultura de los Guaika. Boletín Indigenista Venezolano 1 (1953), No. 3—4, S. 433—489.
- [2] BECHER, H., Bericht über eine Forschungsreise nach Nordbrasilien in das Gebiet der Flüsse Demini und Aracá. Z. Ethnol. 82 (1957), H. 1, S. 112—120.
- [3] BECHER, H., Die Yanonámi. Ein Beitrag zur Frage der Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Uraricuera, Sierra Parima und Rio Negro. Wiener Völkerkundl. Mitt. 5 (1957), Nr. 1, S. 13—20.
- [4] KOCH-GRÜNBERG, Th., Vom Roroima zum Orinoco, Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—13. Vor allem: Bd. 3 (Ethnographie), Stuttgart 1923.
- [5] METRAUX, A., The hunting and gathering tribes of the Rio Negro Basin. In: Handbook of South American Indians 3, S. 861—867. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [6] SCHUSTER, M., Die Soziologie der Waika. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 114—122. Copenhagen 1958.
- [7] STEWARD, J. H., Culture Areas of the Tropical Forests. In: Handbook of South American Indians 3, S. 883—899. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [8] ZERRIES, O., Some Aspects of Waika Culture. Anales do XXXI Congr. Intern. de Amer., São Paulo 1954, Vol. I, S. 73—88. Sao Paulo 1955.
- [9] ZERRIES, O., Das Lashafest der Waika-Indianer. Umschau 55 (1955), H. 21, S. 662—665.
- [10] ZERRIES, O., Verlauf und vorläufige Ergebnisse der Frobenius-Expedition 1954/55 nach Süd-Venezuela. Paideuma 6 (1956), H. 3, S. 181 bis 187.
- [11] ZERRIES, O., Zur Frage der ursprünglichen Wirtschaftsform der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Wiener Völkerkundl. Mitt. 4 (1956), Nr. 2, S. 148—156.
- [12] ZERRIES, O., Die Vorstellungen der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela) über die menschliche Seele. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 105—113. Copenhagen 1958.
- [13] ZERRIES, O., Schöpfung und Urzeit im Denken der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 280—288. Copenhagen 1958.
- [14] ZERRIES, O., Beiträge zur Anthropologie der Waika- und Schiriana-Indianer im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien. Z. Morph. Anthropol. 50/1 (1959), S. 31—41.
- [15] ZERRIES, O., Medizinmannwesen und Geisterglaube der Waika-Indianer des oberen Orinoko. Ethnologica, N.F. 2 (1960), S. 485—506.
- [16] ZERRIES, O., Die kulturgeschichtliche Stellung der Waika-Indianer des oberen Orinoko im Rahmen der Ethnologie Südamerikas (noch ungedruckte Habilitationsschrift).
- [17] ZERRIES, O. und M. SCHUSTER, Monographie über die Waika in der Reihe der Expeditionsveröffentlichungen des Frobenius-Instituts (noch nicht erschienen).